

Meyers Klon

Der Psychologe Bertolt Meyer trägt eine Armprothese und erforscht die Wahrnehmung von sozialer Andersartigkeit. Im britischen Fernsehen traf er kürzlich sein Ebenbild – einen künstlichen Menschen. Von Simona Ryser

Der Mann spricht schneller, als Speedy Gonzalez rennen kann. Seine Eloquenz, das gewinnende Äussere und die offene Neugierde waren wohl mit ein Grund, weshalb er für jenes Fernsehprojekt gecastet wurde, das ihm noch heute Anfragen von renommierten Sendern aus aller Welt beschert: Bertolt Meyer war Moderator und redaktioneller Mitarbeiter der Dokumentarsendung «How To Build A Bionic Man», die vom britischen Sender Channel 4 in Co-Produktion mit dem amerikanischen Smithsonian Channel produziert wurde. Wie der Titel sagt, wurde in der Sendung dokumentiert, wie heute ein künstlicher Mensch gebaut werden könnte. Ziel war es, den neusten Stand der bionischen Forschung zu veranschaulichen, die ausgehend vom natürlichen, biologischen Vorbild künstliche Organe, Körperteile und Prothesen entwickelt. Forschungsteams aus aller Welt stellten ihre neusten Errungenschaften für den künstlichen Fernsehstar zur Verfügung.

Als Bertolt Meyer, Oberassistent für Sozial- und Wirtschaftspsychologie am Psychologischen Institut der Universität Zürich, für die Leitung der Sendung angefragt wurde, hatte er zuerst abge sagt. Er sei weder Robotiker noch Mediziner. Doch die Leute vom Fernsehen liessen nicht locker. Einen wie ihn würden sie nicht so schnell wieder finden. Bertolt Meyer ist nämlich nicht nur smart und eloquent, er trägt selber eine Armprothese. Mit seinem Hintergrund brachte er genau die richtige Kompetenz mit. Als Wissenschaftler konnte er sich in die Komplexität der bionischen Forschung hineindenken, als persönlich Betroffener stellte er die Fragen so, dass er die Thematik den Zuschauern gut vermitteln konnte.

Und so geriet der Sozial- und Wirtschaftspsychologe in diese spannende Fernsehgeschichte, in der ein Sammelsurium von Hightech-Organen vorgeführt wurde: Im Bionic Man schlug ein künstliches Herz, das ein krankes Herz nicht er-

setzen, aber eine Brückenfunktion bei einer Transplantation übernehmen könnte, eine künstliche Niere, ein Pankreas war zu sehen, Organe, die eine Transplantation vielleicht eines Tages überflüssig machen werden. Gar künstliches Blut floss, das zwar in absehbarer Zeit nicht den menschlichen Blutkreislauf ersetzen wird, aber bei Notfällen vielleicht Leben retten könnte.

Unheimliches Silikonantlitz

Bertolt Meyer sitzt der Schreck allerdings heute noch im Nacken, den er beim ersten Anblick des Bionic Man hatte. Der künstliche Mensch, der zurzeit im Science Museum in London zu bewundern ist, trägt nämlich Meyers Gesichtszüge. Doch das Antlitz wirkt unheimlich, weil die Mimik und die natürlichen Regungen fehlen. Es

«Plötzlich wird Behinderung nicht mehr als Mangel, sondern als Vorteil wahrgenommen.» Bertolt Meyer

ist wie eine Totenmaske. In der Euphorie habe er etwas vorschnell zugestimmt, von seinem Gesicht ein 3-D-Scann fertigen zu lassen, sagt Meyer. Was ihn tatsächlich mit dem Bionic Man verbindet, ist die Armprothese. Er trägt dasselbe Modell.

Meyer ist ohne linken Unterarm zur Welt gekommen. Die Prothesen seiner Kindheit wurden mit Gurten gezogen und bewegt – gerade richtig für ein Pfadfinderleben, wo man sich an Seilen durch Wälder schwingt, Feuer macht und Zelte baut. Bis vor wenigen Jahren hatte Meyer eine hautfarbene PVC-Prothese mit Messingzange als künstlicher Greifhand. Seit diese ausgedient hat, trägt er ein Modell neuester Technologie. Es ist derselbe Arm, wie ihn der Bionic Man vorführt. Die sogenannte i-limb-Prothese wird über Muskelfasern gesteuert, jeder Finger hat zwei Gelen-

ke und ist mit einem Elektromotor und Sensoren ausgestattet. Dadurch lassen sich differenzierte Greifbewegungen ausführen. Dank den Sensoren kann Meyer etwa ein iPhone oder eine Kaffeetasse halten.

Hatte das Fernsehprojekt auch Folgen für seine Arbeit als Wissenschaftler? Meyer nickt. Als Sozialpsychologe mit Forschungsschwerpunkt Heterogenität und Diversität in der Gesellschaft hat er ein besonderes Augenmerk auf Andersartigkeit. Die Sendung hat ihn dazu gebracht, in der Forschung einem interessanten Phänomen nachzugehen, das ihm in jüngster Zeit aufgefallen ist: Meyer, der Stereotypen untersucht, stellt eine Umwertung der Wahrnehmung von Behinderung fest. Er zeigt dies am Beispiel des Athleten Oscar Pistorius, der, bevor er wegen Mordverdachts angeklagt wurde, wegen seiner Teilnahme an den Olympischen Spielen in die Schlagzeilen der Weltöffentlichkeit kam. Pistorius qualifizierte sich bei der 400-Meter-Staffel für den Halbfinal. Der gehandicapte Sportler startete mit Karbonfedern.

Die Debatte, die seine Leistung an den Olympischen Spielen ausgelöst hatte, kreiste um die Frage, ob er durch seine Prothesen einen Vorteil

hatte, der die Leistungsfähigkeit seiner nichtbehinderten Konkurrenten übertraf. «In diesem Fall geht es um die Frage, wie Technik Andersartigkeit verändern kann», sagt Meyer, «plötzlich wird Behinderung nicht wie bisher als Mangel, sondern als Vorteil wahrgenommen.»

Warm und inkompetent

Schon ist er vom Bürostuhl aufgesprungen und steht am Whiteboard. Flugs zeichnet er ein Diagramm auf und erklärt mir das Stereotype-Content-Modell von Fiske, bei dem ein Pfeil nach rechts von «kalt» nach «warm» geht und ein Pfeil nach oben von «kompetent» nach «inkompetent» zeigt – Parameter, die bezeichnen, wie bestimmte Personengruppen wahrgenommen werden. In diesem Schema werden Behinderte, wie auch Obdachlose, unter dem Stereotyp warm-inkompe-



«Wir müssen aus der Demutshaltung herausfinden»

Müssen die Geisteswissenschaften erneuert werden? Und wenn ja, wie? Der Nordistik-Professor Jürg Glauser und der Sozialethiker Christoph Ammann diskutieren, was getan werden könnte. Interview Thomas Gull und Roger Nickl

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) hat ein Positionspapier «Für eine Erneuerung der Geisteswissenschaften» publiziert. Sie, Herr Glauser, gehören zum Autorenteam. Weshalb müssen sich die Geisteswissenschaften erneuern?

Jürg Glauser: Die Idee hinter diesem Projekt war, etwas über den Zustand der Geisteswissenschaften zu erfahren. Wir sind relativ rasch zum Befund gekommen, dass es auf der einen Seite ein riesiges Interesse daran gibt, was die Geisteswissenschaften tun. Das zeigt vor allem der grosse Zustrom der Studierenden. Auf der anderen Seite werden in der Öffentlichkeit der Wert und die Funktion dieser Fächer ganz anders eingeschätzt. Das gilt vor allem für die Politik, die die Geisteswissenschaften kritisch bewertet.

Wo sehen Sie den Erneuerungsbedarf, Herr Ammann?

Christoph Ammann: Von aussen gibt es den Druck, sich zu legitimieren und aufzuzeigen, welches der Beitrag der Geisteswissenschaften zur Lösung konkreter Probleme ist. Intern wird darauf schon präventiv reagiert. In meinem Gebiet der Ethik wird man beispielsweise, wenn man nicht unmittelbar angewandt forscht, schnell in Frage gestellt. Es wird heute von der Gesellschaft verlangt, dass man sich legitimiert. Fraglich ist, wie man das tut.

Das Positionspapier vermittelt den Eindruck, dass die Geisteswissenschaften mit dem Rücken zur Wand stehen – einerseits formuliert die Politik ihre Zweifel, andererseits geben die Naturwissenschaften den Ton an und beanspruchen die Deutungsmacht für sich. Fühlen Sie sich unter Druck, Herr Glauser?

Glauser: Mit der Ökonomisierung der Universitäten sind die Ansprüche etwa an die Messbarkeit

von Forschungsleistungen gestiegen. Damit tun sich die Geisteswissenschaften schwer. Gerade die «alten» Fächer wie die Philologien, die Kunstgeschichte oder die Geschichte haben eine gewisse Schwierigkeit, sich neu zu orientieren, und fühlen sich deshalb an die Wand gedrückt.

Ammann: Das Problem aus meiner Sicht ist, dass stark auf Erwartungshaltungen reagiert wird. Was dagegen fehlt, ist eine Reflexion des Faches und seiner Bedürfnisse.

Im Positionspapier ist von den grossen Herausforderungen der Zeit die Rede. Diesen müsse man sich annähern, wird festgestellt. Empfohlen wird, dass in die Lehrpläne der obligatorische Besuch von naturwissenschaftlichen Vorlesungen aufgenommen werden soll. Beschäftigen sich die Geisteswissenschaften nicht mehr mit den grossen Fragen der Zeit?

Glauser: Es schadet nichts, über den fakultären Tellerrand zu schauen. Ich glaube, die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften können eminent dazu beitragen, Antworten auf die grossen Fragen der Zeit zu finden. Beispielsweise fragen die Medienwissenschaften, wie die mediale Berichterstattung unsere Wahrnehmung und unser Bild von Wirklichkeit prägen. Oder wir beschäftigen uns mit den Herausforderungen, die sich der Gesellschaft durch die Migration stellen.

Ammann: Den Blick über die Disziplinengrenzen hinaus finde ich sehr wichtig. Zuweilen stört mich aber diese Unterwürfigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften. Wenn man die grossen Herausforderungen – beispielsweise den Klimawandel – betrachtet, dann ist das sicherlich ein Problem, das sich nicht nur naturwissenschaftlich lösen lässt, weil es dabei um gesellschaftliche und politische Prozesse und Entscheidungen geht.

tent verortet. Sie lösen Mitleid aus. Während zum Beispiel Drogenabhängige ins Feld kalt-inkompetent kommen, das mit dem Gefühl der Gleichgültigkeit verknüpft ist. Reiche hingegen werden als kalt-kompetent wahrgenommen und lösen Aversionen aus. «Durch die neuste Entwicklung in der Prothesentechnologie nun», erklärt Meyer, «könnte es zu einer Verschiebung kommen.» Behinderte Menschen werden nicht mehr länger als inkompetent, sondern als kompetent wahrgenommen. Meyer befürchtet aber, dass sie in der Stereotypologie in der Kategorie kalt-kompetent und nicht warm-kompetent landen werden – diesen Zusammenhang gilt es nun zu erforschen.

Cooler Prothese

Meyer faltet die Hände. Er trägt seine Prothese aus semitransparentem edelgrauem Silikon mit einer Selbstverständlichkeit, dass sie elegant wirkt. Meyer versteckt seine Behinderung nicht. «Mit der neuen Prothesentechnik gewinnt man auch ein Stück Selbstwertgefühl», sagt er, «die Prothese ist nicht nur in ihrer Funktion optimiert, sie sieht ja auch irgendwie cool aus.» Wenn allerdings die Kids, die völlig unkompliziert mit seinem künstlichen Arm umgehen, selber so ein schickes Teil wollen, muss er die Technik- und Gadget-vernarrte junge Generation auf den Boden der Realität zurückholen. Denn das Ersetzen einer fehlenden Körperfunktion bringt auch eine hässliche Abhängigkeit von der Technik mit sich.

Ja, lächelt Meyer nachdenklich. Diese Sendung hat so einiges ausgelöst. Viele ethische Fragen sind zu lösen: Wer wird diese künstlichen Organe bezahlen können? Und wer wird sich ein gesünderes, ein längeres Leben, wer wird sich überhaupt Überleben leisten können? Und wie weit sollen oder dürfen bionische Organe entwickelt werden? Meyer schüttelt den Kopf. Er ist kein Medizinethiker. Auch er weiss keine Antwort. Aber er hofft, dass eine Sendung wie diese zumindest eine Debatte anreissen kann. Zudem haben sich durch das Projekt Forschungsteams kennengelernt und konnten sich austauschen, auch das ein positiver, wichtiger Aspekt.

Kontakt: Dr. Bertolt Meyer, bmeyer@sozpsy.uzh.ch